

Integration gegen alle Vorurteile

Kirchlicher Wohnungsträger bietet lebenswerte Unterkünfte für Roma

Berlin (epd). Nördliches Neukölln an einem grauen Wintertag. Nur die 2.500 Quadratmeter große Brandmauer eines Hinterhauses an der Harzer Straße bringt Farbe in die trübe Stadtlandschaft. Sieben Neuköllner Künstler haben die Bergpredigt auf ihre Weise interpretiert. Auch die Fassade im großräumigen, hellen Innenhof ist farbenfroh – hier erzählt ein Künstler mit Pinselstrichen die Geschichte der 90 rumänischen Familien, die vor rund vier Jahren aus Bukarest und dem Dorf Fantanelle hergekommen sind.

Was heute wie eine einladende Oase anmutet, war 2011 eine schäbige Unterkunft, die bundesweit für Schlagzeilen sorgte. Es gab Ratten und blanke Stromleitungen im Treppenhaus.

Auf engstem Raum lebten in dem heruntergekommenen Wohnblock rund 500 Roma auf Matratzen, teils für 200 Euro pro Stück vermietet. Profiteure kassierten von den Neuankömmlingen an die 1.000 Euro für einen Kindergeldantrag oder 1.500 Euro für einen Einschulungsantrag. Die Kinder spielten barfuß im Müll.

In diesem Zustand kaufte Benjamin Marx die preiswerte Immobilie im Auftrag der Aachener Wohnungs- und Siedlungsgesellschaft aus Köln, die zu 100 Prozent der katholischen Kirche gehört. »Das könnte eine Aufgabe sein«, dachte sich der Projektleiter im Mai 2011 – und entrümpelte mit seinem Team und den Bewohnern den Innenhof. Sie verjagten die Ratten und setzten das Haus notdürftig instand.

Die vom Vorbesitzer des Hauses übernommene Reinigungsfirma ließ sich nur selten blicken. »Für Zigeuner zu putzen ist Quatsch«, lautete die unerhörte Ausrede. Marx engagierte deshalb kurzerhand Roma für die Hauspflege. Sie bekamen nicht nur Lohn dafür, sondern übernahmen auch gleich mehr Verantwortung für ihr Wohnumfeld.

Teilhabe auf Augenhöhe wurde von Anfang an gefördert: Marx ließ im Hof ein Festzelt aufbauen und hielt mit Dolmetschern Mietersprechstunden ab. »Für alle Beteiligten war das Neuland«, blickt er zurück. »Es war verboten, das Wort ‚Problem‘ auszusprechen, es gab nur ‚Aufgaben‘ zu lösen«, lautete das Motto, bis im September 2012 die umfangreiche Sanierung abgeschlossen war.

Fragt man ihn heute, welches Konzept für die Entwicklung der Harzer Straße Pate stand, lächelt der umtriebige Projektleiter und sagt: »Keins. Es ist einfach gewachsen und es wächst weiter. Von Tag zu Tag.« In den sanierten 137 Wohnungen des Wohnkomplexes, der nach dem katholischen Geistlichen Arnold Fortuin benannt wurde, leben heute längst nicht nur Roma. »Wenn eine Wohnung frei wird, vermieten wir nicht mehr nur an diese Gruppe, wir wollen eine Durchmischung und kein Ghetto«, erklärt Marx und betont, dies sei kein Roma-Projekt.



Foto: V. Morath

Diane Stavarache (36) betreut auch den Nachwuchs anderer Roma-Familien, weil noch nicht alle Kinder einen Kita-Platz haben.

Gleichwohl brauchen die Roma als Neu-Neuköllner besondere Unterstützung. Und die gibt es. Für Kinder wurde ein Spielekeller eingerichtet, es entstand eine Nähwerkstatt und ein Kulturraum für Lesungen und Ausstellungen.

Und: Seit Dezember 2011 ist die Rumänin Ana Maria Munteanu als Marx' rechte Hand vor Ort. Die Soziologin und Psychologin ist für die Bewohner da, dolmetscht und vermittelt zwischen Roma und Behörden, Ämtern und Schulen. Außerdem gibt sie Deutschkurse. Auch berät sie den Senat und kooperiert mit dem Kiezbüro der Caritas und der Ambulanten sozialpädagogischen Erziehungshilfe Berlin, die ihre Beratungsstellen im Vorderhaus eröffnet haben.

»Die Roma hier sind als Neubürger angekommen. Sie lernen Deutsch, arbeiten, sie zahlen Miete und sie schicken ihre Kinder in die Schule«, beschreibt Munteanu die positive Entwicklung.

Die 36-jährige Diane Stavarache ist eine der Mieterinnen. Sie und ihr Mann David leben hier seit vier Jahren mit ihren sieben Kindern. Ihre älteste Tochter ist 17 Jahre alt und wird nach der 10. Klasse auf ein Gymnasium gehen. Sie will Ärztin werden. Diane Stavarache kümmert sich regelmäßig auch um den Nachwuchs anderer Roma-Mütter. Denn nicht für alle Kinder gibt es momentan einen Kitaplatz. Mit den Kleinen singt sie nicht nur rumänische Lieder, auch deutsche Reimspiele kommen gut an.

Dass in der Öffentlichkeit heftig diskutiert wird, ob Roma überhaupt integrierbar seien, findet Ana Maria Munteanu bitter: »Hier werden die Roma genauso diskriminiert wie in Rumänien. Es wiederholt sich das, was sie in ihrer Heimat erleben.«

Benjamin Marx kennt all die Vorurteile. »Roma sind dreckig, klauen und schicken ihre Kinder betteln oder auf den Strich«, hat er zigfach gehört. Und der umtriebige Projektleiter weiß, was Missgunst ist: »Nachbarn, Behörden und Medien beobachten uns seit den Anfängen. Alle möchten, dass wir scheitern, damit ▶

► ihre Vorurteile bestätigt werden. Man fragt uns abfällig, warum tut ihr das für die Zigeuner?«, erzählt Marx. Seine Antwort ist schlicht und drückt doch nur etwas Selbstverständliches aus: »Wir wollen, dass diese Menschen hier in geordneten Strukturen ein geordnetes Leben führen können.«

Marx kritisiert, dass seit Jahren bundesweit Schrottimmobiliien von Schlepperbanden oder profitgierigen Vermietern mit Roma gefüllt werden und niemand diese Maschinerie stoppe. Es fehle immer noch eine Bestandsanalyse, wer von der Armutszuwanderung ungestraft profitiere.

In Neukölln, gleich um die Ecke, sowie in anderen Berliner Stadtteilen gibt es viele solcher verkommenen Häuser, in denen Roma aus purer Not unterkommen: Überteuert, und eigentlich unbewohnbar. Die meisten der rund 25.000 melderechtlich registrierten Roma in Berlin, dürften so armselig leben. Viele sind obdachlos.

Allein in Neukölln leben rund 10.000 Roma. »Es wird vermutet, dass Keller, Flure und Dachböden noch Zuflucht bieten«, heißt es im 3. Roma-Statusbericht des Bezirks, der soeben veröffentlicht wurde. »Noch ist keine sichtbare Wohnungslosigkeit da, aber das wird die Zukunft sein«, ist dort zu lesen, und es klingt wie eine Drohung.

»Die Lage ist teilweise dramatisch«, räumt Monika Lücke, die Integrationsbeauftragte des Berliner Senats, ein. Es sei ein Unding, dass immer wieder einige Roma auf der Straße kampieren müssten. Eine Lobby hätten sie hier bisher nicht.

»Endlich wird nach Jahren über die sogenannte Armutszuwanderung und die Situation der Roma öffentlich diskutiert. Das bringt nicht sofort eine Lösung, aber die Debatte ist überfällig«, urteilt die Beauftragte. Die Roma seien hier und würden weiterhin kommen.

Auch Lücke betont: »Wir haben die Verpflichtung, Bedingungen zu schaffen, damit sie hier ein menschenwürdiges Leben führen können.«

Die Integrationsbeauftragte hofft, dass sich die Lage entspannt, wenn 2014 die Freizügigkeitsbeschränkungen fallen. »Dann dürfen diese Menschen hier regulär und nicht nur als Selbstständige arbeiten. Es gibt genug Bereiche, wo Bedarf nicht nur an Fachkräften besteht.«

Voraussichtlich im April wird dem Berliner Senat ein Aktionsplan für die Roma-Integration vorgelegt. Priorität haben die Kernbereiche Wohnen, Schule und Berufsbildung, Gesundheit und Antiziganismus (Abneigung gegenüber Roma). Das Problem ist, dass manche der vorgesehenen Maßnahmen erst ab 2014 greifen werden und »die finanzielle Umsetzung noch ungewiss ist«, klagen die Verfasser des Neuköllner Roma-Berichts. Schon jetzt sehen sie aber »erheblichen Handlungsbedarf«.

Die Harzer Straße ist kein direkt übertragbares Modell für ganz Berlin oder andere Städte, die verstärkt mit Armutswanderung konfrontiert sind. Aber Experten sind sich einig: Als Beispiel, von dem Politiker mit Blick auf die Integration von Migranten etwas lernen können, taugt es sehr wohl.

»Die Roma als eine homogene Gruppe zu behandeln, ist falsch«, sagen Marx und Munteanu einstimmig. In einem Haus würden mitunter ganze Dorfgemeinschaften zusammenkommen, und doch sei keine Gruppe wie die andere. »Es sind individuelle und kleinteilige Maßnahmen nötig. Man darf nicht einfach auf dem Papier ein Integrationsmodell für alle Roma entwickeln.« Deshalb versprechen sich die Protagonisten im Haus Arnold Fortuin von einem Aktionsplan für ganz Berlin nicht viel. Aber sie erinnern sich stets an ihr einstiges Motto: Es gibt keine Probleme. Es sind nur Aufgaben zu lösen. **Verena Mörrath ■**

Bildungsberaterin:

Noch immer Vorurteile gegen Sinti und Roma

Mannheim (epd). Angehörige der Sinti und Roma haben nach den Erfahrungen des baden-württembergischen Landesverbandes oft gar keinen oder keinen höherwertigen Schulabschluss und Berufsabschluss. Außerdem seien Vorurteile immer noch allgegenwärtig, sagte die Bildungsberaterin Sabrina Guttenberger, die im Landesverband der Sinti und Roma im Mannheimer Kultur- und Bildungshaus »RomnoKher« arbeitet, dem epd.

Laut einer vor knapp zwei Jahren veröffentlichten Studie hätten Sinti und Roma auch keinen gleichberechtigten Zugang zum Bildungs-

system. Die 36-Jährige fordert deshalb gleichberechtigte Bildungs- und Berufschancen für die als nationale Minderheit anerkannten deutschen Sinti und Roma. Als eine der Ursachen für die schlechte Bildung nannte Guttenberger auch, dass »viele Eltern der heutigen Schulgeneration weder schreiben noch lesen konnten«.

In der von der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung, Zukunft« geförderten und im Auftrag von »RomnoKher« erarbeiteten Studie über die Bildungssituation deutscher Sinti und Roma werden als Ursache für die Bildungsmisere Diskriminierungen in Schulen und das bis heute nachwirkende »Trauma« der Verfolgung und Zwangsausschulung unter den Nationalsozialisten genannt.

Für die Studie wurden 261 Sinti und Roma befragt. Demnach hätten rund 81 Prozent in der Schule Erfahrungen mit Diskriminierung gemacht. Dabei seien es nicht nur Schüler, die mit Bemerkungen wie »neben einem Zigeuner will ich nicht sitzen« Schüler ausgrenzen, sondern auch Lehrer, die offen ihre Vorurteile ausdrücken.

Knapp 13 Prozent der Befragten besuchten noch nie eine Schule. Ihr Anteil liegt bei den mindestens 51 Jahre alten Befragten bei etwa 40 Prozent.

Die Studie geht von etwa 100.000 Sinti und Roma mit deutscher Staatsbürgerschaft in der Bundesrepublik aus. Eine genaue Zahl gibt es nicht. *lbw*